

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 1

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frau

Liebe Regula

Willkommen zu Hause! Nun bist Du also wieder in heimatlichen Gefilden, und das freut mich von Herzen. Wir werden uns via Draht unterhalten können, wir werden uns sogar treffen, werden einander gegenüber sitzen, die

Von Ilse Frank

Gedanken direkt austauschen. Dennoch möchte ich nicht darauf verzichten, Dir zum Jahresbeginn einen Brief zu schreiben – so, wie ich Deiner Cousine Annegret auf Weihnachten geschrieben habe. Ich, eine professionelle Kritzerin, fühle mich geradezu verpflichtet, mit dem Korrespondenz-Beispiel voranzugehen.

Es trifft sich gut, dass Du Dein Leben erneut in der Schweiz gestaltest, denn hier schlage ich mich seit Jahr und Tag mit einem Problem herum, das wahrscheinlich nirgendwo sonst noch wirklich eines ist: Schwierigkeiten habe ich mit der Anrede Frau beziehungsweise Fräulein.

Gemach, Regula! Ich höre Dich stöhnen, der alte Hut schlummere längst im Mottenschrank, und weshalb ich ihn überhaupt ausgrabe. Eine Zeitlang war ich auch der Ansicht, das leidige Thema müsse man nicht mehr aufs Tapet bringen. Dann aber wurde ich eines Schlechteren belehrt. An einem Umtrunk gingen mir die kurzsichtigen Augen auf.

Wir hatten uns zusammengeschart, um Benis Wiegenfest zu feiern. Dabei flossen diversen Leuten die Worte leichter über die Lippen als üblicherweise. Versammelt waren Angehörige aller Altersgruppen von zwanzig bis sechzig. Ein in Ehren ergrauter Herr kannte die Damen nicht näher, begrüßte daher jede mit dem Nachnamen, dem er ein «Fräulein» vorausschickte. Das passte den weiblichen Wesen ganz und gar nicht, doch nur Agnes Rahm fand den Mut, ihren Unwillen zu äussern: «Frau!» sagte sie, «bitte Frau!» – «Wie denn dann?» fragte der Kavalier entgeistert, und Agnes verkündete strahlend: «Weiterhin Rahm.» Da merkte selbst der Altväterische, was die Stunde geschlagen hatte. Also verschonte er die Runde mit dem Diminutiv, und alle waren's zufrieden.

Das heisst: die Vertreterinnen des schwachen Geschlechts. Einige Sprosse des starken regten sich schrecklich auf: «Habt ihr tatsächlich keine schwereren Sorgen?» erkundigte sich Marcel, der Twen, gehässig. «Was ihr macht, ist schlicht blöd!» fügte er trotzig hinzu. Er, der Sanfte, Friedfertige, ging offenbar auf Kollisionskurs. «Wieso blöd?» begehrten wir Angegriffenen zu erfahren, «dir sagt ja auch kein Mensch Herrlein!» – «Diesen Ausdruck gibt's gar nicht. Fräulein existiert hingegen seit Urzeiten. Weshalb auf einmal die Bezeichnung wechseln? Eine Autobahn nennt man schliesslich seit es diese Strassenvariante gibt Autobahn. Und beim Fräulein sollte das anders sein?»

Ob des typischen Beispiels für Männerlogik verschlug es uns Evastöchtern einen Moment lang die Sprache. Selbst mir fehlten die Worte, und Du, Regula, weisst, was das braucht!

Nachdem die Schrecksekunde verstrichen war, prasselte ein Argumentregen besonderer Stärke auf den neuerdings streitbaren Marcel nieder. Das veranlasste seine treuen Anhänger, dem Stänkerer verbal beizustehen. Junge, mittelalterliche und angejahrte Kämpen stiessen ins gleiche Horn, wir Möchtegernfrauen keiften im Chor. Das war ein Schreien, Krähen und Toben rings, dass es eine Art hatte!

Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung schlich ich mit dem Geburtstagskind aus dem Kreise der Lieben. Ich hoffte, dadurch das Schlimmste zu verhüten, wollte Beni ein Fünkchen Freude retten.

Am nächsten Morgen erfuhr ich, dass ich vergleichsweise klug gehandelt hatte. Wer geblieben war, hatte mit Kraftausdrücken um sich geworfen, und zwar so lange, bis keine Verständigung mehr möglich war. – Noch haben sich die Wogen nicht geglättet.

Was mich an dieser Episode bass erstaunt: Dass Typen, die sich ultramodern geben, denken wie Greise. Und: Dass Männer gewisse Frauen nicht als Frauen gelten lassen.

Regula, ich vermag mir dieses Phänomen nicht zu erklären. Vielleicht lieferst Du mir eine Interpretation. Bisher habe ich geglaubt, vor allem unsere verheirateten «Schwestern» wollten uns das Recht auf den «Titel» Frau nicht zugestehen, um ihre gesellschaftliche Stellung zu festigen ...

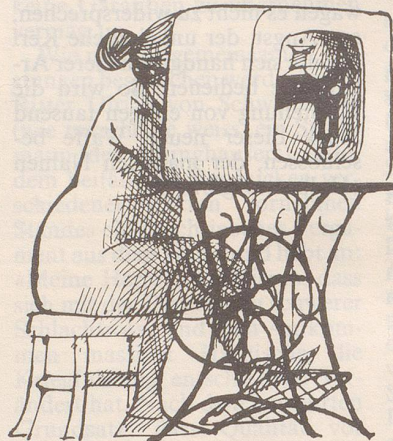
Ich fühle mich, liebe Regula, auf Deinen Verstand angewiesen. Und, wenn wir schon beim Thema sind, auf Deine praktische Begabung: Wie hältst Du, die gemässigte Emanze, es eigentlich mit dem Begriff Fräulein? Verwendest Du ihn gar nie? Sind für Dich schulentlassene Mädchen Frauen? Ich weiss nicht recht. –

Noch etwas: Wie rufst Du im Restaurant, wenn die Servier-

tochter ums Verdurstet nicht erscheinen will?

Regula: Du hast an fernen Stränden Deinen Horizont erweitert, findest Dich in der grossen, weiten Welt zurecht, also bestimmt auch in Helvetien. Lass mich doch von Deiner Fähigkeit profitieren!

In diesem Sinne herzlich
Deine Frau-Freundin



Ich dörf nöd ...!

Meine Tochter, achtjährig, ist selbständig. Sie wurde nicht so gemacht, sie ist es in ihrem Wesen. Nun will sie das erstmalig Zug fahren, ganz alleine, mit allem Drum und Dran. Weil ich Mutter bin, habe ich sofort Ratschläge bereit. Ich weiss aber, dass sich Selbständigkeit und Ratschläge schlecht vertragen. Ich dosiere also weise und «schiebe» sie gleichsam behutsam über den Tisch meiner Tochter zu. Aus den Ratschlägen werden aber bald Mahnungen: «Nie mit jemandem, den du nicht kennst, in ein Auto steigen! Gehe überhaupt mit niemand Fremdem irgendwohin! Hörst du: Nie! Wenn etwas schiefgeht: Wende dich ans Bahnpersonal! Oder an Frauen!» – Es folgen auf komplizierte Fragen (warum sind Frauen weniger gefährlich als Männer?) komplizierte Antworten.

Schliesslich steigt die Tochter in den Zug, macht ihre erste Reise allein; es geht alles gut.

Gleichzeitig bin ich im Zug unterwegs, allerdings in eine andere Richtung. In Winterthur steigt ein kleiner Bub ein und setzt sich neben mich: verschwitzt, dreckig, mit schlaffem Rucksack. Er schluchzt. In mir ist alles Mutter. Ich frage behutsam, taste ab. Aus Schluchzerfetzen wird schliesslich etwas Zusammenhängendes.

Auf der Schulreise beim Umsteigen in den falschen Zug gestiegen – wurde «abgehängt» – alle sind weg.

Wo der Bub zu Hause ist, verstehe ich nicht. Nur schon die Frage danach bringt den Knaben so zum Weinen, dass es ihn schüttelt. Ich lege den Arm um ihn: «Weisst du, beim nächsten Halt steige ich mit dir aus und komme mit dir bis zu deiner Mutter.» Meine Stimme ist warm, und ich freue mich, dass ich ihm diese Zusicherung machen kann. Doch jetzt blitzt es in den Augen des Kleinen. «Meine Mutter hat gesagt, ich darf mit niemandem gehen!» Ich beuge mich zu ihm. «Aber wenn deine Mutter wüsste, dass ich auch eine Mutter bin, glaubst du nicht, sie würde es dir dann erlauben?» – «Ich dörf nöd», sagt er so bestimmt, dass mir nichts mehr einfällt. Nun kommt der Kondukteur. Er hört sich die Geschichte an. Da der Bub auf dem Heimbringen durch einen Uniformierten beharrt, beschliessen wir, an der nächsten Haltestelle die Polizei aufzubieten. Der Bub beruhigt sich, das Schluchzen hört auf. Jetzt kann er auch sagen, wo er wohnt. In Frauenfeld – und dahin fährt unser Zug.

Nach ein paar Minuten sitzt der Bub wieder wohlbehalten in seiner Klasse, die eben einige Wagen weiter vorne eingestiegen ist. Kein Polizei- und kein Bahn-

Bitte sehr, Herr Graf...

beamter wurde gebraucht, auch keine Mutter.

In mir aber ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Angenommen, meine Tochter wäre in die Situation des kleinen Buben geraten. Sie hätte, meinen Mahnungen gemäss, nur drei Hilfen zur Auswahl gehabt: die Eltern, Frauen und Uniformierte.

Wenn ich ihr Leben, das noch vor ihr liegt, bedenke, ist das ein wenig kümmerlich. Und plötzlich packt mich Wut. Was für ein Menschenbild zeichnen wir eigentlich unseren Kindern? Alle Männer sind verdächtig, Frauen sind nur im Notfall anzusprechen, Uniformen machen Menschen vertrauenswürdig. Nein, so geht es nicht. Ich will noch einmal mit meinen Kindern reden, denke ich. Ich möchte ihnen etwas Starkes oder mindestens etwas Stärkendes sagen über ihre Mitmenschen. Über die vielen guten Kräfte, die doch auch in den Menschen liegen.

Am Abend lese ich in der Zeitung über die Entführung und Ermordung eines Kindes.

Ich muss das Gespräch mit meinen Kindern aufschieben.

Gertrud Schneider

Erfolg im Zickzack

Nichts scheint den Menschen schwererzufallen, als Misserfolge einzustecken, obschon sie zum Leben gehören wie Regen und Sonne zu einem naturgemässen Ablauf. Erfindungsreich, gelegentlich schlitzohrig und immer selbstbewusst sind jene, die noch aus der totalen Pleite einen Erfolg machen können. Sie sind Lebenskünstler, die Zinsen von fremdem Kapital auf ihr eigenes Konto buchen.

Ein Arzt verschrieb einer Patientin eine physikalische Therapie. Als die Behandlung beendet war, war der Erfolg mässig. Die Therapeutin erklärte indessen mit strahlendem Blick der neuen Patientin, wie sehr sie der anderen habe helfen können. «Nicht wiederzuerkennen! Sie hätten sie vorher sehen sollen!» Sie war von sich selbst geradezu begeistert.

Ähnlich erging es einem Mann, dessen Coiffeur von einem Haarwuchsmittel absolut überzeugt war. Er sprach von keimendem Nachwuchs, wo gar nichts spross: Er sah den Flaum, weil er ihn sich vorstellte. So segelte er wochen-

lang auf Erfolgskurs, und als die Wahrheit sichtbar wurde, liess sich der Überzeugte nicht irremachen. «Sie haben das Mittel nicht regelmässig genommen – so konnte es nicht helfen.» Voilà.

Einem mittelmässigen Chef, der in permanenter Kampfstimung durch die Büros polterte, liefen die guten Mitarbeiter sukzessive davon. Ging er in sich? Prüfte er die Ursache? Mitnichten. Urteilssicher, wie er sich wähnte, nannte er die Dahingegangenen schlichtweg «Flaschen». Den obersten Boss verwies er auf die Ersparnisse, die seine Rationalisierung dem Betrieb einbrachte. Erst als er sich im Urteil an der rechten Hand des Oberchefs «vergriff», musste er sein Büro räumen. «Undank ist der Welt Lohn», sagte er zum Abschied. In jedem seiner Bewerbungsschreiben bemerkte er, er habe durch gezielte Massnahmen zu einem erfreulichen Betriebsklima wesentlich beigetragen. Hier biss sich wahrlich der Hund in den Schwanz: Jede Auskunft der Firma bedeutete für ihn eine weitere Absage auf seine Bewerbung. Er hat es nie gemerkt – die Erfolgreichen haben eben ihre Neider!

Irgendwann dreht sich die Spirale dieses Erfolgreichen wieder neu. So ist das Leben. Ellen Darc

Röte

Die Kaffeepause ist praktisch überall üblich geworden. An vielen Orten, vorab dort, wo auch körperliche Arbeit geleistet werden muss, werden häufig Brot, Butter und Konfitüre gestiftet. So auch in Spitälern und Heimen. Eigenartig sichtbar wird der heftig tobende Kampf um die Finanzen dieser Institutionen – am Znüni!

Ist die Konfitüre noch vor kurzer Zeit nach Grossmutterart (reichlich Früchte, mit wenig – gerade genügend – Zucker) hergestellt und abgegeben worden, so sieht beziehungsweise schmeckt sie jetzt ganz anders (aus): Der Brotbelag ist klebrig und süss geworden, ganze Früchte oder ihre Bestandteile sind verschwunden. Aber rot ist die «Konfitüre»! Es drängen sich zwei Interpretationen auf beim Anblick der grellfarbigen Süssigkeit. Entweder ist es Schamröte, dass diese Menge an Lebensmittelfarbstoffen, Chemie und Zucker nicht billiger eingekauft werden kann oder gratis beim

Grossverteiler abgeholt werden darf, oder es handelt sich um vom Spital gelieferte, von der Industrie veränderte rote Zahlen, die, mit künstlichen Zusätzen aller Art, an den Lieferanten – gegen gutes Geld natürlich – zurückgegeben werden. E Guete!

Hanni Gerhard

Märchenzeit

Da sehe ich mir doch im Fernsehen Dornröschen an! Draussen fällt in dichten Flocken der Schnee und verändert die Welt lautlos. Hier drinnen, in der Stube, ist es wohlig warm, und still leuchtet das Kerzenlicht. Also: Dornröschen ist schon wunderhübsch. Das märchenhafte Schloss, der König im Purpurmantel, die Königin hoheitsvoll in nachtblauer Samtrobe. Dornröschens liebliches Gesicht von wallendem, goldenem Haar umrahmt, zieht mich in seinen Bann. Die verschrumpelte Visage der bösen Fee erschreckt sogar mich, und als sich Röschen dann mit der Spindel in den Finger sticht, zucke ich wahrhaftig zusammen.

Bekanntlich löst diese Stecherei den berühmten hundertjährigen Schlaf aus, der sämtliche Schlossbewohner befällt. Im Moment, da sich der letzte Küchenbursche seufzend niederlegt, überkommt auch mich das grosse Gähnen. Ich sinke vornüber.

Was mich bald darauf weckt, ist nicht etwa der Kuss eines zauberhaften Prinzen, sondern Juniors Gebrüll. Ein Schneeball kracht hart an meiner Nase vorbei in die Fensterscheibe. «He, hast du noch alle beisammen? Guckst dir tatsächlich den Schmarren von Dornröschen an und schläfst dabei ein! Merkst du denn nicht, dass die ganze Hütte voller Rauch ist – und wie fürchterlich das stinkt?» Rauchen? Stinken? Im Nu bin ich hellwach. Mein Neujahrspopf! Total verbrannt. Nun kommt auch noch mein Angetrauter daher, demonstriert einen grässlichen Hustenanfall und fragt, was eigentlich los sei. «Es ist nur wegen Dornröschen», erklärt Junior spöttisch. «Man sollte eben in einem gewissen Alter dieses Märchen nicht mehr anschauen.» Er drückt eine andere Taste am Apparat. Ohrenbetäubender Musiklärm erfüllt das Zimmer. «Super», strahlt mein Sohn, «irr lässig, damit bist du in und bleibst erst noch munter.» Er sieht mich herausfordernd an. Ich nicke. Irr lässig...

Leni Kessler

Zwei befreundete Ehepaare aus der Schweiz namens Graf und Steinmann unternahmen eine Reise nach Österreich und besuchten als krönenden Abschluss die Festspiele in Salzburg. Um die Künstler nicht nur auf der Bühne zu bewundern, wollten sie in einem von der Prominenz frequentierten Lokal essen. Auf dem Stadtbummel, während eines starken Gewitters, entschlossen sich Herr und Frau Steinmann, dort vorbeizugehen. Nass und fröstelnd, mit Regenschirm bewaffnet, traten sie – sportlich gekleidet und wohl etwas zersaust – in das Restaurant, wo man sie natürlich nicht kannte. Der Chef de service fragte herablassend, und finster auf ihre Gummistiefel blickend, nach dem Begehr. Wie geahnt, war leider für den Abend nichts mehr frei. Herr Steinmann bedauerte das sehr und bemerkte, ohne weiter zu überlegen und ohne jeglichen Bestechungsversuch machen zu wollen, er hätte für Graf/Steinmann reservieren wollen. Nun fiel der Chef aus allen Wolken, wurde die Höflichkeit in Person, piff energisch den Kellner mit dem Reservationsbuch herbei und sagte servil, für ihn, den Herrn Grafen, hätten sie selbstverständlich immer einen Tisch. Dem frischgebackenen «Grafen» mit grauer Schläfe und seiner zierlichen «Gräfin» war es einen Moment lang komisch zumute; er fand sich aber in seiner ihm zugedachten Rolle bald zu recht und verliess, erhobenen Hauptes, Arm in Arm mit seiner Gattin den noblen Ort!

Hoffentlich haben die vier beim feudalen Nachtessen auf den so leicht erworbenen Titel angestossen. Edith Munzinger

Echo aus dem Leserkreis

Beitrag ist möglich
(Nebelspalter Nr. 46)

Wie schön, dass sich Frau Gerber Gedanken macht darüber, was wohl die Hersteller solcher Handarbeiten aus «Billigländern» überhaupt noch verdienen können – wahrscheinlich herzlich wenig. Doch was die Jutetaschen betrifft, kann ich Sie beruhigen. Sie müssen nur den nächsten Dritte-Welt-Laden aufsuchen. Dort werden Sie viele schöne Juteartikel finden, die dem Erzeuger einen gerechten Lohn garantieren. Wenn Sie die aufliegenden Prospekte studieren, werden Sie sehen, dass wir etwas dazu beitragen können, diesen Menschen eine bescheidene Existenz zu ermöglichen.

Edith Furrer